



Illustrierte Kinder = Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 8.

21. Jahrgang.

1919.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Tobias Gyldenlaks Schute.

Erzählung von Barbara Ring.

Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Rhea Sternberg.

Es kostete entsetzlich. Ein wahrer Sturm. Die Dachziegel flogen von den Häusern und zerschellten auf dem Straßenpflaster. Boote trieben ins Meer hinaus. Im Amtmannshause lag John wach und lauschte, wie die Bäume gegen die Fensterscheiben klatschten und über die Mauern kratzten. Er lag mit weit offenen ängstlichen Augen.

Wenn Thomas nur Tobias' Boot genügend verteidigt hätte!

John und Thomas Lynes waren gestern zu Tobias gegangen, um sich wie gewöhnlich sein Boot zu leihen. Tobias war jedoch nicht zu Hause gewesen. Und so hatten sie das Boot ohne weiteres genommen. John war dann nach Hause geeilt und hatte Thomas überlassen, das Boot zu verteidigen, obwohl er wußte, daß dieser ein „Tölpel“ war. Und wer hätte ahnen können, daß solch ein verrückter Sturm kommen würde?

Wenn nun die Schute ins Meer trieb! Und der alte Tobias sie verlor, der nichts weiter hatte in der Welt als diese Schute und seine beiden Enkelkinder.

John lag da und wand sich. Schließlich gegen Morgen, als der Sturm sich beruhigt hatte, schlief er ein. Als er erwachte, schien die Sonne und es war fast stille draußen. Nur das Meer ging noch hoch. John torfelte auf nackten Füßen ans Fenster und beugte sich hinaus. Es war unmöglich, um die Landzunge herumzusehen, hinter der Tobias' Boot liegen mußte, doch wenn es draußen trieb, konnte er es vielleicht entdecken.

Nein, er sah kein Boot. Und selbst, wenn das Unglück geschehen wäre, kam es ja vor, daß die Leute ihre Boote wieder zurückbekamen.

John war nun am hellen Tage das Herz viel leichter. Ach! In der Nacht war alles so widerlich!

Im Nu war er angezogen und saß ungeduldig am Frühstückstisch. Denn die Mutter hatte gesagt, daß er entweder einen anderen Kragen umnehmen müsse, oder daß sie ihm die Kanten des Kragens, den er trug, verschneiden würde, wenn er gefrühstückt hätte.

Ach, diese schreckliche Ordentlichkeit der Mutter!

Und wie langsam sie heute frühstückten. Beständig dieses Geschwätz mit Vater über ganz unnötige Dinge. Nur zum Spaß. Nur um die Zeit hinauszuziehen natürlich. Endlich war er frei. Als ob es brenne, lief er aus dem Hause. Und lief die ganze Straße hinunter. Aber die Bretter auf Böyesens Bauplatz, vorüber an zwei, drei niedrigen Häusern mit Myrtentöpfen an den Fenstern. Und stand vor Tobias Gyldenlaks kleinem Garten.

Tobias saß nicht mit gespreizten Beinen auf der Bank und rauchte und redete mit sich selbst, wie er sonst zu tun pflegte. Er war gewiß aus.

John schlich an dem Hause vorbei, um zu sehen, ob das Boot auf seinem Platz hinter den Fliedersträuchern lag. In dem Augenblick jedoch, da er an den Fenstern vorüberkam, klopfte Tobias von innen an die Scheibe. John mußte also hinein. Er zitterte am ganzen Körper.

Drinne lehnte Tobias breit über einem Tisch und blickte auf ein Papier, das mit dicken, geschmierten Buchstaben bedeckt war. Und unaufhörlich tauchte er die Feder in ein mit einem schwärzlichen Brei gefülltes Tintenfaß.

Sein rotes Gesicht mit dem krausen weißen Haar und Rundbart, das sonst wie eine Sonne zu strahlen pflegte, sah kummervoll aus.

„Ist — ist etwas passiert?“ fragte John beklommen. „Die Schute ist fortgetrieben“, antwortete Tobias finster. „Und ich habe sie gestern morgen so gut verteidigt. Aber sicher hat jemand damit hantiert.“

Hätte Tobias John angesehen, wäre er gewiß nicht länger im Zweifel gewesen, wer „damit hantiert“ hatte. Doch er war gerade eifrig beschäftigt, das Geschriebene in der Sonne zu trocknen und sah nach einer anderen Richtung.

„Du wirst sie schon wieder finden“, tröstete John mit leiser Stimme. Es war ihm nicht möglich zu gestehen, daß er und Thomas die Schute benutzt hatten.

„Sie finden? Jawohl! Gewiß muß sie gefunden werden“, sagte Tobias sehr bestimmt, „wovon sollten denn sonst ich und Syverines Kinder leben? Ich sitze eben und schreibe eine Annonce, daß die Schute mir gehört.“

Er reichte John das Papier. Da stand: Die fortgetriebene Schute bittet man zu bringen zu Tobias Olsen Gyldenlak blaugestrichen inwendig.

„Aber — du kannst es ja nicht leiden, daß man dich den Gyldenlak nennt. Weshalb schreibst du es also?“ fragte John.

„Bloß der Deutlichkeit wegen, verstehst du wohl. Sonst bringen sie das Boot womöglich zu Tobias Olsen auf Heia oben“, sagte Tobias, stolz auf seine Überlegung. „Glaubst du, daß die Annonce mehr kosten wird?“ Und er holte eine mit Tabakbrühe beschmierte halbe Krone hervor.

„Nein, das glaubte John nicht. Er erbot sich, damit an die Zeitung hinaufzugehen, froh, daß er fortkam, und daß er für den Alten diese Kleinigkeit tun konnte, um sein Gewissen zu beruhigen.“

„Ach ja, ach ja. Die letzten zwei Jahre sind eine richtige Strafzeit für mich“, sagte Tobias schwer. „Erst die Kuh verloren und dann die Kaze, dann Syverine, und nun ist es die Schute. Mit mir wär' es schon nicht so gefährlich. Aber die beiden Kinder von Syverine.“

Und zwei Tränen träufelten über Tobias' fleckigrote Backen und verschwanden in seinem Bart.

John hatte ein Gefühl, als sitze ihm ein Pfropfen im Halse. Er vermochte hier nicht länger zu bleiben.

„Es ist wohl am besten, daß ich die Annonce sofort hintrage“, sagte er, „ich komm' dann wieder.“ Und er verschwand durch die Tür.

Er ging langsam, er konnte sich nicht erinnern, daß er sich selbst jemals so zuwider gewesen war. Wenn das Boot sich nicht fand, hatte Tobias nichts vom Fischfang. Dann konnte er verhungern. Und was würde nur sein Vater sagen! Denn es würde natürlich herauskommen, daß er und Thomas das Boot benutzt hatten. Wenn etwas mal so recht widerwärtig war, dann kam es sicher gleich heraus. So war es immer. Sie mußten also zusehen, Tobias ein anderes Boot zu verschaffen. Aber das Sparkassengeld reichte nicht so weit. Und an sein Spargeld, auf das der Vater jeden Monat fünf Kronen einzahlte, war gar nicht zu denken.

Wenn Tobias nur nicht geweint hätte! Es war zu eklig, wenn einer weinte. Ach, der Dufel, dieser Thomas!

John stand auf der Treppe bei Lynes und klingelte. Thomas öffnete selbst.

„Tobias' Boot ist ins Meer hinausgetrieben. Du bist mir ein schöner Verteiler“, lautete der Gruß, mit dem er empfangen wurde.

Thomas' Lynes' hellblaue Augen wurden fast weiß. Er sah ganz entsetzt aus.

„Ach Herrje! Weiß er, daß wir es waren?“ fragte Thomas.

„Nein, das weiß er nicht. Aber wir müssen ihm wieder ein Boot verschaffen“, meinte John bestimmt.

„Wir?“ Thomas Lynes' Mund blieb vor Erstaunen weit offen. Hätte er ein Boot verschaffen können, hätte er sich wahrlich längst schon selbst eins verschafft.

Sie trauten gemeinsam zur Zeitung und das Inserat wurde mit einigen Änderungen angenommen. Dann gingen sie hinunter zur Schiffsbrücke des Konsuls Rosengren, setzten sich auf deren äußersten Rand und überlegten, was sie tun wollten, um Tobias zu helfen. Thomas meinte, sie könnten doch eigentlich abwarten, ob das Boot nicht wiederkäme. John aber sagte, es sei ja Nordwind gewesen, und der hätte die Schute sicherlich direkt ins Meer hinausgeführt, es wäre also richtiger, gleich einen Ausweg zu finden.

Der Bootsmann von Konsul Rosengrens Kutter kam herangerudert.

„Soll die „Welle“ heute raus?“ fragte John.

„Nein. Ich soll nach Valleland rauf zum Heuen. Der Konsul nimmt uns alle zusammen dort rauf. Meine Jungen sollen auch hin. Sie wollen sich gern einen Groschen verdienen“, sagte der Bootsmann und schwankte über die Brücke.

John sprang auf und knipste mit den Fingern. Er setzte dem Bootsmann nach. Sie blieben stehen und sprachen eine lange Weile miteinander. John rechnete an den Fingern. Und der Bootsmann nickte. Dann rief John Thomas und redete eifrig mit ihm. Und darauf gingen sie alle drei die Straße entlang.

Eine Weile später standen zwei Knaben an der Tür von Konsul Rosengrens Privatkontor. Mit roten Wangen standen sie da und drehten die Mühen zwischen den Fingern.

Der Konsul erhob sich von seinem Pult und kam ihnen entgegen. Ein großer, starker Mann mit einem wohlwollenden Lächeln in dem roten, bartlosen Gesicht. Er ging in Hemdsärmeln und trocknete sich mit dem Taschentuch die Stirn. Es war sehr warm.

Die Knaben verneigten sich.

„Guten Tag, Jungen“, sagte der Konsul, „womit kann ich euch dienen?“

Konsul Rosengren war höflich gegen alle Menschen, gleichviel, ob sie Knaben oder Großväter waren. Er sah sie nun etwas genauer an.

„Aber ist das nicht John Marup? Bringst du mir vielleicht eine Botschaft von deinem Vater?“ versuchte der Konsul, ihnen zu helfen, als er sah, wie geniert sie waren.

John schüttelte den Kopf. Er sah Thomas Lynes an, gab es aber auf, von dieser Seite Hilfe zu erwarten. Dann richtete er den Blick auf Konsul Rosengrens dicke goldene Uhrkette und sagte so sicher, wie er es vermochte: „Wir wollten nur fragen, ob wir beim Heuen auf Valleland Arbeit bekommen könnten. Johnson von der „Welle“ hat uns gesagt, daß der Konsul dort nötig Leute brauche.“

Der Konsul blickte erstaunt drein. Er verstand noch nicht recht. Es dauerte eine Weile, ehe er antwortete: „Arbeit auf Valleland? Ja, das ginge schon. Ich will heute nachmittag selbst hinauf, da könntet ihr mitkommen. Ihr seid mir als Gäste willkommen. Doch, wer ist der andere junge Herr?“

„Thomas Lynes“, antwortete dieser kaum hörbar.

„Der Sohn des Zöllners? Ja so. Nun, es freut mich, die nähere Bekanntschaft der Herren zu machen. Ihr habt also Interesse für die Landwirtschaft?“ fragte der Konsul. Er sah aus, als amüsiere er sich über sie.

„Wir wollten gern als Arbeiter gehen und Tagelohn haben. Es war ihm flau zu Mut, und er sprach beständig zu der dicken goldenen Uhrkette.“

„Ach so!“ sagte der Konsul lächelnd. „Darf man fragen, wohin der Verdienst wandern soll? Für seltene Freimariken wohl oder Vogeleier, oder was sonst?“

Des Konsuls Gesicht zog sich in die Breite, so daß Augen, Nase und Mund nur wie Querstriche aussahen. Er war selbst von seinem Vater, dem alten Konsul, als Knabe sehr knapp gehalten worden mit dem Taschengeld.

John blickte auf. Bei Rosengrens letzter Bemerkung war plötzlich Sicherheit über ihn gekommen. Der Konsul war also ein echter Kerl, mit dem man ein Wort reden durfte; einer der sich auf Knaben verstand.

„Wir wollten eine Schute kaufen“, antwortete John. „Eine Schute? Das ist ein großartiges Unternehmen. Da müßt ihr aber viel arbeiten, um eine Schute zu verdienen“, sagte der Konsul, „doch ihr habt plötzlich entdeckt, daß sich's ohne Schute nicht leben läßt. Ich glaube mich zu erinnern, daß es so zu sein pflegt.“

„Sie sollte für den alten Tobias Gysdenlak sein. Denn es ist unsere Schuld, daß seine heute nacht ins Meer hinaustrieb. Wir hatten sie ohne Erlaubnis genommen und sie schlecht verteilt“, sagte John und sah dem Konsul ins Gesicht. Es war ja so leicht, diesem großen, milden Gesicht alles zu erzählen.

„Ich war es, der sie schlecht verteilt hat“, flüsterte Thomas Lynes mit verzweifelttem Mut. Wenn John „wir“ sagte, konnte Thomas doch nicht so schlecht sein, zu verhehlen, daß er es war, obwohl er sich so schrecklich fürchtete. Die Jungen in der Schule sagten, Thomas sei ein „Schlappschwanz“.

John sah in anerkennend an. Er wußte wohl, was es Thomas kostete, soviel zu sagen.

Konsul Rosengren stand da und blickte von einem zum andern. Schließlich blieben seine Augen an Johns entschlossenem Gesicht haften. Er war ernst geworden.

„Verhält es sich so? Ja, dann ist ja keine Zeit zu verlieren. So ist es also abgemacht, daß ihr heute abend mit mir hinaufgeht. Gerade solche Leute gebrauche ich. Aber habt ihr zu Hause auch schon etwas davon gesagt?“

Nein, das hatten sie nicht. Sie sahen ein wenig bedrückt aus.

„Es ist vielleicht am besten, wenn ich bei euren Vätern anklinge und frage, ob ihr für eine Weile mit nach Valleland dürft. Und dann sagen wir zunächst noch nichts davon, daß ihr dort einen Dienst angenommen habt“, lächelt Konsul Rosengren.

„Danke“, sagten die Knaben nur. Das dunkle und das helle Augenpaar aber sagten viel mehr.

Beim Amtmann wie beim Zöllner war man ja ein wenig erstaunt. Sie hatten nicht gewußt, daß John und Thomas den Konsul so gut kannten. Jedoch die Erlaubnis erhielten sie. Und zur festgesetzten Zeit trafen sie vor der Wohnung des Konsuls ein, den Rucksack auf dem Rücken. Beim Packen waren zwischen der Frau Amtmann und John Meinungsverschiedenheiten entstanden. Denn die Frau Amtmann konnte nicht begreifen, warum die allerschlechtesten Sachen mitgenommen werden sollten, die vorletzte Garnitur war schlecht genug, wenn man zu Fremden ging, meinte sie. Aber John nahm schieflüch doch die schlechteste mit.

Thomas hatte keine Mutter, packte also selbst.

So schöne Tage wie die beiden nächsten hatten John und Thomas noch nie erlebt, obwohl sie beständig im Schweiß ihres Angesichts arbeiteten. Aber abends nach der Arbeit badeten sie zusammen mit dem Konsul im Vallewasser. Und dann saßen sie auf der Veranda und plauderten mit dem Konsul und aßen Erdbeeren mit Schlagfahne. Und dann schliefen sie wie Steine in einem schweren Bett mit Vorhängen, bis sie morgens mit Kaffee und Kuchen geweckt wurden.

Ach ja, es war nicht das Schlimmste, Arbeiter auf Valleland zu sein. Aber am Abend des zweiten Tages brachte die Post einen Brief „an Jon und tomas adresse amman“. Der lautete:

„Diesen dank für das boot, ich habe es versucht und es ist ein gottesglück für mich das das andere fortgetrieben ist, denn dieses ist die feinste schute im ganzen ort. Mit schönen grüßen von tobias.“

ps ihr seid die besten Jungs die ich kenne.

John und Thomas starrten sich an. Sie begriffen nicht. Der Konsul saß daneben und betrachtete sie.

„Ich darf eurem Verständnis vielleicht ein wenig nachhelfen“, sagte er. „Ich hielt es für das beste, daß Tobias sein Boot gleich bekam und schickte ihm eins, ehe wir hier herausgingen. Von euch natürlich. Es ist euch wohl recht, daß ihr euren Lohn auf Vorschuß bekommt?“

John und Thomas sagten nichts. Sie gingen nur auf den Konsul zu, nahmen seine Hand und sahen ihn an. Und der Konsul geriet in eine so unvernünftig frohe Laune, obwohl er versuchte, ein recht finsternes Gesicht aufzusetzen.

Als die Knaben sich abends zu Bett gelegt hatten, richtete sich John plötzlich auf.

„Thomas, wenn ich groß bin, will ich Konsul werden“, sagte er.

„Ich auch“, antwortete Thomas Lyneg.

Wie eure Bleistifte gemacht werden.

Von Karl Wigel.

Es war vor Jahren, als ich einer führenden Bleistiftfabrik einen Besuch abstattete. Da man die Liebeshwürdigkeit hatte, uns eingehend in die Geheimnisse der Bleistiftfabrikation einzuweißen, so möchte ich im folgenden ein kurzes Wort darüber reden.

Das Wesentliche beim Bleistift ist das Blei. Der rein sachmännische Ausdruck hierfür heißt Bleikern oder Bleimine. Auf seine Herstellung muß man die größte Sorgfalt verwenden, weil von ihm die Güte des Stiftes abhängt. Er ist ein Gemisch von Graphit und Ton. Der Graphit schreibt, indem sich an ihm kleine Teilchen ablösen. Da er aber zu weich ist, muß ihm ein

anderer Stoff beigelegt werden. Er stellt das Bindemittel dar. Je mehr Ton zugelegt wird, desto härter und fester wird der Stift. Beide Körper werden zuerst zerkleinert, dann gereinigt. Sie kommen dann auf Mühlen, wo sie naß gemahlen werden. Auf Ofen wird das Gemenge getrocknet. Nach einer späteren Anfeuchtung bildet sich ein Teig, der in den Zylindern einer hydraulischen Presse, die ihr wohl aus der Physikstunde kennt, gebracht wird. An dem Boden des Behälters befindet sich eine Öffnung, die den Durchschritt des zu schaffenden Bleistrangs angibt. Wird die Presse in Tätigkeit gesetzt, so schiebt sich der Teig in Form von Ringen durch das Koch. Sie werden ausgebreitet und auf Brettchen gelegt, um dann getrocknet zu werden, indem man sie der Hitze in einem warmen Raum aussetzt. Noch ehe sie ganz trocken geworden sind, werden sie in Längen, die man gern wünscht, geschnitten. Nach dem vollständigen Trocknen werden die Stängelchen in Kästen aus Ton oder Eisen, die luftdicht verschlossen sind, in besondere Ofen geschoben, um ausgeglüht zu werden. Nun sind die Stifte bereits fähig, gebraucht zu werden.

Doch wir sind gewohnt, sie in einem mehr oder minder schmutzen Kleid zu benutzen. Diese Arbeit verrichten auch noch die Bleistiftfabriken. Diese Hüllen, die den Stift vor dem Zerbrechen schützen, sind aus Holz gefertigt. Zu den besseren Arten vorwendet man Zedernholz, für die schlechteren Hölzer aus unseren Wäldungen. Die Baumriesen werden zu diesem Zwecke in kleine Brettchen geschnitten. Sie sind etwa so dick wie ein halber Bleistift und so breit wie sechs nebeneinandergelagte Bleifedern. Durch sogenannte Nutenmaschinen werden nun die Brettchen bearbeitet. Immer zwei Stück gehören zusammen. Zwischen ihnen muß der Bleikern Platz finden. Dazu ist aber erforderlich, daß das Brettchen Vertiefungen hat. Die eigens dazu gebauten Maschinen heben die überflüssige Holzmasse in geschickter Weise heraus. So werden die Brettchen einseitig mit derartigen Rillen versehen. In die Nuten des einen Plättchens kommen nun die Bleimine. Das andere wird darauf gebracht. Um sie innig miteinander zu verbinden, werden sie zusammengeleimt. Jetzt haben wir ein halbes Duzend Bleistifte vor uns, die aber noch gebrauchsunfähig sind, da sie wie zusammengebacken sind. Sie müssen nun getrennt werden, um jedes einzeln handhaben zu können. Hobelmaschinen schaffen diese Arbeit. Jeder Bleistift hat aber noch — für sich allein betrachtet — die Form einer viereckigen Säule. Um ihnen sechseckige Gestalt, wie sie meist der von uns in Gebrauch genommene Bleistift besitzt, oder runde, zu verleihen, drehen sich viele Hobelmeißel in größter Geschwindigkeit herum und nehmen das überschüssige Holz weg. Auf gleiche Weise wird auch die andere Seite des Doppelbrettchens bearbeitet. Der Erfolg ist, daß die Bleistifte aus ihrer Umgebung gelöst sind. Nun sehen sie aber noch sehr roh aus. Jetzt muß an ihnen noch das „Schachteln“ vollzogen werden. Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, sei hier gleich gesagt, daß dieser Ausdruck vom Schachtelhalm herrührt, womit man sie früher behandelt hat, um sie zu glätten. „Schachteln“ bedeutet also nichts wie Glätten. Nachdem dies geschehen, werden die Stifte gefärbt und poliert, um endlich mit dem Aufdruck versehen zu werden. Sie werden zu kleinen Päckchen gebunden und gehen jetzt in alle Welt, ihrer Bestimmung entgegen. Millionen und abermals Millionen werden so auf den Markt gebracht. Deutschland stellt dazu eine große Zahl. Unsere Bleistifte haben sich einen guten Ruf und einen erfreulichen Absatz erworben. Es ist dies der verdiente Lohn für die Mühen, die man sich gemacht hat, den Stift zu verbessern. Im 17. Jahrhundert gab es in Deutschland die ersten Stifte; zum ersten Male hört man überhaupt von ihm im 14. Jahrhundert. Da in Italien die moderne Malerei mächtigen Aufschwung genommen hatte, kam der Stift, der von unserem heutigen bedeutend an Güte entfernt war, sehr in Aufnahme. Als 1664 in Cumberland der Graphit entdeckt worden war, wurden bei uns die ersten Stifte hergestellt. Weil aber die Lager bald aufgebraucht waren, wurde man auf den böhmischen Graphit angewiesen. Da er sehr weich, mußte man geeignete Zusätze begeben. Es waren dies Schwefel, Siegellack usw. Besonders Bayern hat sich die Bleistiftfabrikation angelegen sein lassen. In Nürnberg, wo die Wasser der Rednitz und der Pegnitz ihre treibende Kraft in den Dienst dieses Gewerbes zweiges stellt haben, ist sie besonders zu Hause. Die Namen der Fabrikanten A. W. Faber und Johann Faber haben in aller Welt einen guten Klang.



Klein Lottis Gebet.

Lieber Gott, ich hab' dich lieb,
Wenn ich abends schlafen gehe,
Lieber Gott, ich hab' dich lieb,
Wenn ich morgens früh aufstehe.

Lieber Gott, ich hab' dich lieb,
Lieber als mein liebes Püppchen,
Lieber Gott, ich hab' dich lieb,
Lieber als mein Puppenstübchen.

Hab dich lieber, — lieber Gott,
Als den Mond- und Sonnenschein;
Doch am allerliebsten hab'
Ich mein liebes Mütterlein.

Mar Rosenfeld, Dresden.



Kinderleben in Palästina.

Das Kinderleben des Orients ist am „uneuropäischsten“ in Palästina, wo westliche Einwirkungen noch verhältnismäßig wenig Zutritt fanden und zum großen Teile auch noch kein behördlich geregeltes Schulwesen besteht. Die neugeborenen Kinder werden zuerst mit Salz eingerieben, hierauf hängt man ihnen zur Verseuchung böser Geister eine blaue Perle um den Hals. Dann werden sie fest in Windeln und Kissen gebunden, und dieses Paket wird von der Mutter während der Arbeit oft ganz einfach an einen Baumzweig gehängt. Wenn die Kinder bereits kräftig genug sind und sich aufrichten können, werden die Knaben von den Müttern ritiklings auf den Schultern getragen. Unter den Arabern ist der Glaube verbreitet, daß dieser Reitsitz die spätere Kunstfertigkeit der jungen Leute im Reiten bewirke. Die Kleidung der Kinder ist in Palästina sehr verschiedenartig. Oft gehen schon die ganz kleinen Mädchen genau so gekleidet wie die Mutter, stolz angetan mit einem blauen baumwollenen Rock mit bunten Stickereien, einem langen weißen Schleier, der zurückgeworfen wird, und einem Kopfschmuck aus klirrenden Münzen. Bei den mohammedanisch strengaläubigen Familien ist der manchmal auch schwarze Schleier sehr dicht und den kleinen Mädchen sorgsam vor das Gesicht gezogen. Manche Eingeborene suchen auch Vornehmheit an den Tag zu legen, indem sie die Kinder nach europäischem Muster kleiden, andere wieder schmücken sie mit den Trachten besonderer Sektens, bei Knaben sind auch Miniaturuniformen türkischer Offiziere beliebt. Als besondere Merkwürdigkeit sei erwähnt, daß kleine Jungen, die von ihren Eltern bei der Geburt der Kirche geweiht wurden, mit der braunen Kutte der Franziskaner und einem groben Strick um den Leib herumlaufen. Bei den Spielen ahmen die Kinder mit Vorliebe die Erwachsenen nach, wobei sie mit komischer Genauigkeit z. B. das Zeremoniell eines Paschas einhalten. So kann man dem Gespräch zweier schmutziger kleiner Straßenjungen lauschen: „So ruhet doch, ich bitte euch!“ „Nein, wer euch sieht, ist ausgeruht!“ Belustigend ist auch, daß bei dem „Gericht-Spielen“ die Bestechungen nicht vergessen werden, wobei Melonenkörner das Geld zu versinnbildlichen haben. Natürlich gibt

es auch wilde Knabenspiele, wie z. B. Überfälle von Wüstenbeduinen, während bei den mohammedanischen Mädchen das „Braut-Spielen“ am häufigsten ist. In Ermangelung des Schulzwanges sind die Kinder auf dem Lande meist unbeaufsichtigt, gelegentlich lernen sie in kleinen Schulen Koranverse, arme Kinder arbeiten von früher Jugend an in Basaren. In den Städten aber, ganz besonders in Jerusalem, werden Geographie, Sprache und Naturbeschreibung gelehrt. Die Einführung neuer Lehrfächer zeitigt oft sonderbare Ergebnisse. Als einmal in Damaskus die Leiterin einer Missionsschule den Turnunterricht eingeführt hatte, blieb plötzlich die eifrigste Schülerin aus, und auf Befragen erklärte die Mutter unter Tränen, daß die kleine Jarifeh niemals wieder die Schule besuchen dürfe, da sie dort ein böser Geist gepackt habe, der sie fortwährend Arme und Beine bewegen und seltsame Worte stammeln lasse. Die kleine „Besessene“ machte nämlich zu Hause eifrig Freiübungen, wobei sie „eins, zwei, drei, vier“ zählte. Der Krieg ist auch auf die Jugendpflege in Palästina nicht ohne Wirkung geblieben, die Lust zum Lernen und die Ausbreitung des Schulwesens machen sich immer deutlicher fühlbar.

Banknoten aus Leder.

China gilt als das erste Land, das den Gedanken in die Tat umsetzte, statt Münzen Banknoten zu verwenden. Die ersten chinesischen Banknoten waren aus Leder hergestellt, und auch heute noch werden in manchen Teilen des Reiches der Mitte Lederstücke von bestimmter Form als vollwertiges Geld angenommen. Diese Banknoten aus Leder haben eine eigenartige Entstehungsgeschichte. Der Kaiser U-ti war einst in großer Geldnot und drängte seinen Schatzmeister, ein Mittel zu erfinden, daß diese ewige Ebbe in seiner Kasse anhöre. Damals schrieb die Sitte allen Prinzen und Würdenträgern vor, beim Betreten eines kaiserlichen Gemachs ihr Gesicht mit einem Stück Leder zu verhüllen. Der findige Schatzmeister nähte diese Tradition geschickt aus, indem er ein Dekret erließ, nach dem nur noch das Leder von den weißen Hirschen aus dem kaiserlichen Jagdgarten bei den Empfängen im Kaiserpalast verwendet werden durfte. Sofort entstand lebhaftere Nachfrage nach diesem Leder: der Preis dafür stieg ungeheuer und brachte der kaiserlichen Kasse große Einnahmen. Das Leder der kaiserlichen Hirsche erhielt allmählich einen ganz bestimmten Kurswert, man nahm es überall an Zahlungsstatt, und so entstanden die ersten Banknoten aus Leder.

„Seekranke“ Pflanzen.

Merkwürdige Beobachtungen über die Seekrankheit von Pflanzen hat der Engländer Rupert Stanley gemacht und berichtet darüber in der „Daily Mail“. So fiel es ihm auf, daß die Kartoffelvorräte auf einer längeren Fahrt außerordentlich starke neue Keime entwickelten, aber als sie im Hafen anlangten und die Bewegung des Schiffes aufhörte, hatte auch das Keimen der Kartoffeln ein Ende. Er ging dann diesem Problem weiter nach und zog auf dem Schiff allerlei Pflanzen, die er in Töpfe und Kisten setzte. Solange

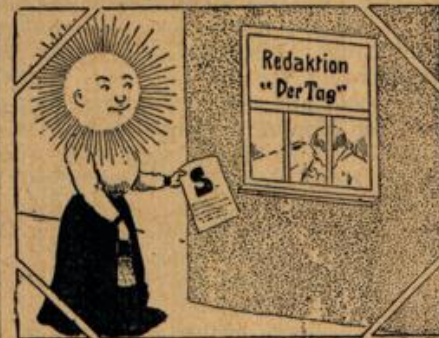
das Schiff im Hafen blieb, und solange die Pflanzen vor den Einwirkungen der mit Salzwasser geschwängerten Luft geschützt waren, gediehen sie sehr gut und befanden sich wohl. Wenn die Pflanzen aber einige Zeit während der Fahrt auf dem Schiff waren, ging eine große Veränderung mit ihnen vor; sie verwelkten und vertrockneten. Das Leben auf dem hohen Meer bekam ihnen nicht, und sie wurden krank. Stanley führt diese Erscheinung darauf zurück, daß die Pflanzen gewohnt waren, nur zu wachsen, wenn sie gerade aufrecht standen. Das ewige Hin- und Herschaukeln auf dem Meer beeinträchtigte ihre Lebensbedingungen. Bald war die Sonne auf der einen Seite, bald auf der anderen; der Wind stürmte von allen Richtungen auf sie ein, und das war zu viel für die Natur der Pflanzen. Weder Zweige noch Wurzeln noch Blätter wußten, wie sie sich entwickeln sollten, und so schrumpften die Blätter zusammen und fielen ab. Andererseits aber zeigte sich die Erscheinung, daß sich auch manche Pflanzen den neuen Bedingungen und der merkwürdigen Bewegung anpaßten; sie wuchsen zwar nicht zu ihrer ganzen normalen Größe empor, entfalteten aber kräftigere Zweige und härtere Blätter und kamen so schließlich doch zum Blühen.



Rätsel.

Der erste Teil dem Auge wohlgefällt
Zur Frühlingszeit in Wiese, Wald und Feld.
Der zweite gibt dem Boden neue Kraft,
Aus der die Pflanze neues Leben schafft;
Das Ganze ruft gar vieles erst ins Leben,
Und hast du Mut, so wird's Erfolg wohl
geben! v. B.

Scherz-Rebus.



Auflösung der Knacknuß in Nr. 7.

Seht man an Stelle der Zahlen die betreffenden Buchstaben aus den davor stehenden Speisen, so ergibt das: „Hunger ist der beste Koch.“

Auflösung des Rätsels in Nr. 7.

Der fingerhut.

Auflösung des Buchbildes in Nr. 7.

Bild Kopf stellen, dann zwischen Baumstumpf rechts und Felsen und Bäumen am rechten Rand.